

MANUEL
VILAS

Die Reise nach Ordessa



ROMAN

berlin
VERLAG 

MANUEL
VILAS

Die Reise nach Ordessa



ROMAN



R U M A N

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.berlinverlag.de

Die Veröffentlichung dieses Werks wurde vom Spanischen
Ministerium für Kultur und Sport gefördert.

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Ordesa« bei
Alfaguarrá, Madrid

© 2017 Manuel Vilas via Casanovas & Lynch Literary Agency, S.
L., Barcelona

Für die deutschsprachige Ausgabe

© Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, München 2020

Covergestaltung: zero-media.net, München

Covermotiv: Micky Wiswedel / stocksy

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich
geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den
persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren
Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder
öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann
zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Berlin Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

Zitate

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

80

81

82

83

84

85

86

87

88

89

90

91

92

93

94

95

96

97

98
99
100
101
102
103
104
105
106
107
108
109
110
111
112
113
114
115
116
117
118
119
120
121
122
123

124

125

126

127

128

129

130

131

132

133

134

135

136

137

138

139

140

141

142

143

144

145

146

147

148

149

150

151

152

153

154

155

156

157

Epilog:

Das Krematorium

Bildnis

Geschichte Spaniens

Der Regen

Huesca, 1969

Cambrils

1980

Coca-Cola

Daniel

Papá

974310439

*Gracias a la vida, que me ha dado tanto.
Me ha dado la risa y me ha dado el llanto.
Así yo distingo dicha de quebranto,
los dos materiales que forman mi canto,
y el canto de ustedes, que es el mismo canto,
Y el canto de todos, que es mi propio canto.*

Violeta Parra

1

Wenn man doch nur konkrete Zahlen statt ungenauer Worte hätte, um den menschlichen Schmerz zu beschreiben. Wenn wir doch nur wüssten, wie sehr wir gelitten haben, und wenn der Schmerz doch nur begreifbar und messbar wäre.

Eines Tages kommen wir alle an den Punkt, uns mit der Bedeutungslosigkeit unseres Daseins auseinanderzusetzen. Manch einer erträgt das, ich werde es niemals ertragen.

Ich ertrug es niemals.

Ich betrachtete Madrid, und das Unwirkliche seiner Straßen und seiner Häuser und seiner Bewohner schmerzte mich am ganzen Leib.

Ich bin ein Ecce-Homo gewesen.

Ich verstand das Leben nicht.

Die Gespräche mit anderen Menschen wurden langweilig, zäh, schädlich.

Es tat mir weh, mit anderen zu reden: Ich sah das Unnütze sämtlicher Gespräche, der vergangenen und der zukünftigen. Ich sah, dass die Gespräche, noch während sie stattfanden, vergessen wurden.

Der Fall vor dem Fall.

Die Eitelkeit der Gespräche, die Eitelkeit desjenigen, der spricht, die Eitelkeit desjenigen, der antwortet. Die Eitelkeiten im gegenseitigen Einverständnis, damit die Welt sich weiter dreht.

Ab da begann ich wieder an meinen Vater zu denken. Weil ich dachte, dass die Unterhaltungen mit meinem Vater die einzig lohnenden gewesen waren. Ich kam auf diese Unterhaltungen zurück in der Hoffnung, inmitten der allgemeinen Auflösung von allem einen Moment der Ruhe zu finden.

Mein Gehirn war wie versteinert, ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ich addierte die Zahlen auf den Nummernschildern der Autos, darüber wurde ich tieftraurig. Beim Reden in meiner Muttersprache machte ich Grammatikfehler. Ich schaffte es nicht, Sätze zu Ende zu bringen, verstummte, und mein Gesprächspartner sah mich mitleidig oder abfällig an, und dann beendete er meinen Satz.

Ich stotterte und wiederholte mich tausend Mal. Vielleicht lag in dieser affektiven Störung Schönheit. Ich stellte meinen Vater zur Rede. Ich musste immerzu an das Leben meines Vaters denken. Ich versuchte, in seinem Leben eine Erklärung für meins zu finden. Ich war mit einem Mal verängstigt, sah Gespenster.

Ich betrachtete mich im Spiegel, dabei sah ich nicht mein eigenes Altern, sondern das von jemandem, der bereits gelebt hatte. Ich sah das Altern meines Vaters. Ich konnte mich auf

diese Weise perfekt an ihn erinnern. Ich musste mich nur selbst im Spiegel ansehen, und schon erschien er, als wäre es eine Liturgie, die ich nicht kannte, eine Schamanenzeremonie, als hätte sich die göttliche Ordnung verkehrt.

Ich empfand keinerlei Freude, keinerlei Glück, als ich meinen Vater im Spiegel sah, sondern der Schmerz wurde nur noch stärker, ich stieg weiter hinab, in die Eiseskälte zweier sprechender Kadaver.

Ich sehe, was man nicht sehen sollte, ich sehe den Tod in seinem ganzen Ausmaß und wie er in der Materie gründet, ich sehe die umfassende Bedeutungslosigkeit aller Dinge. Ich hatte Teresa von Ávila gelesen, dieser Frau waren ähnliche Dinge wie mir passiert. Sie beschrieb sie auf ihre Weise, ich auf meine.

Ich fing an zu schreiben, nur wenn ich schrieb, konnte ich all die düsteren Botschaften, die die menschlichen Körper, die Straßen, die Städte, die Politik, die Medien, unser Sein aussandten, übermitteln.

Das große Gespenst unseres Seins: ein der Natur entfremdetes Konstrukt. Das große Gespenst ist erfolgreich: Die Menschheit ist von ihrer Existenz überzeugt. Damit fangen meine Probleme an.

Im Jahr 2015 suchte eine Traurigkeit den Planeten heim und nistete sich wie ein Virus in den menschlichen Gesellschaften ein.

Ich ließ ein MRT meines Gehirns machen. Ich hatte einen Termin bei einem Neurologen, ein korpulenter, glatzköpfiger

Mann mit gepflegten Fingernägeln, einer Krawatte unter dem weißen Arztkittel. Er untersuchte mich. Er sagte, dass nichts Seltsames in meinem Kopf zu sehen sei. Dass alles gut sei.

Und ich fing an, dieses Buch zu schreiben.

Ich dachte, dass mein Seelenzustand eine vage Erinnerung an etwas sei, das sich an einem Ort im Norden von Spanien ereignet hatte. In Ordesa, einem Ort inmitten der Berge, und die Erinnerung daran war gelb. Die Farbe Gelb besetzte den Namen Ordesa, und hinter Ordesa zeichnete sich die Figur meines Vaters im Sommer 1969 ab.

Ein Geisteszustand, der ein Ort ist. Ordesa. Und außerdem eine Farbe: Gelb.

Alles wurde gelb. Wenn die Dinge oder die Menschen gelb werden, heißt das, dass sie aufgelöst oder bitter sind.

Der Schmerz ist gelb, das will ich eigentlich sagen.

Ich schreibe diese Zeilen am 9. Mai 2015. Vor siebzig Jahren unterzeichnete Deutschland die bedingungslose Kapitulation. Wenige Tage später sollten die Fotos von Hitler durch die Fotos von Stalin ersetzt werden.

Auch die Geschichte ist ein Körper voller Reuegefühle. Ich bin zweiundfünfzig Jahre alt und die Geschichte meiner selbst.

Meine beiden Söhne betreten gerade die Wohnung, sie kommen vom Paddlespielen. Es ist bereits fürchterlich heiß. Die Beharrlichkeit der Hitze, wie sie fortwährend die Menschen, den Planeten überfällt.

Und wie sie für die Menschheit spürbar zunimmt. Es ist nicht nur der Klimawandel, es ist eine Art Mahnung der Geschichte, eine Form von Rache der alten Mythen an den neuen. Der Klimawandel ist nichts anderes als eine Neuauflage der Apokalypse. Wir lieben die Apokalypse. Wir tragen sie in den Genen.

Die Wohnung, in der ich lebe, ist schmutzig, voller Staub. Ich habe mehrere Male versucht zu putzen, aber es klappt nicht. Ich konnte noch nie putzen, nicht, dass es mich nicht interessiert hätte. Vielleicht ist es genetisch bedingt, eine aristokratische Ader. Aber das ist höchst unwahrscheinlich.

Ich lebe in der Avenida de Ranillas, in einer Stadt in Nordspanien, deren Namen ich gerade nicht mehr weiß: Hier gibt es nichts als Staub, Hitze und Ameisen. Vor einiger Zeit hatte ich Ameisen in der Wohnung, ich habe sie mit dem Staubsauger getötet: Hunderte eingesaugte Ameisen, ich kam mir wie ein Massenmörder vor. Ich betrachte die Pfanne in der Küche. Das Fett in der Pfanne. Ich muss sie reinigen. Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen zu essen kochen soll. Die Banalität des Essens. Vom Fenster aus sehe ich eine katholische Kirche, die unerschütterlich das Licht der Sonne, ihr gottloses Feuer aufnimmt. Das Feuer der Sonne, das Gott direkt über die Erde schickt, als wäre es eine schwarze Kugel, schmutzig, abscheulich, wie Moder, Unrat. Seht ihr nicht den Unrat der Sonne?

Auf der Straße ist niemand. Da, wo ich wohne, gibt es keine Straßen, nur leere, staubige Bürgersteige voller toter Grashüpfer. Alle sind in den Ferien. Sie tummeln sich am Meer am Strand. Die toten Grashüpfer hatten auch Familie und Feiertage, Weihnachten und Geburtstage. Wir alle sind arme Wesen, im Tunnel der Existenz gefangen. Die Existenz ist eine moralische Kategorie. Existieren heißt, etwas tun zu müssen, irgendetwas tun zu müssen, was auch immer.

Wenn mir etwas im Leben klar geworden ist, dann, dass wir alle, wir Männer und Frauen, eine einzige Existenz sind. Diese eine Existenz wird eines Tages eine politische Stimme haben, und an diesem Tag werden wir einen Schritt weiter sein. Ich werde das nicht erleben. Es gibt so viele Dinge, die ich nicht erleben werde, die ich aber jetzt sehe.

Ich habe immer Dinge gesehen.

Immer schon haben die Toten mit mir gesprochen.

Ich habe so viele Dinge gesehen, dass die Zukunft schon mit mir spricht, als wären wir Nachbarn oder sogar Freunde.

Von ihnen erzähle ich, den Gespenstern, den Toten, meinen toten Eltern, von der Liebe, die ich für sie empfand, davon, dass diese Liebe nicht endet.

Niemand weiß, was Liebe ist.

2

Nach meiner Scheidung (sie war vor einem Jahr, sie wird zwar offiziell und durch richterlichen Beschluss an einem konkreten Datum festgemacht, aber eigentlich ist sie eine unbestimmte Zeit, ein Prozess; auf jeden Fall geht es dabei um mehr als nur ein bedeutsames Datum: Es geht um das erste Mal, dass man daran denkt, das zweite Mal, die Häufung der Male, die man daran denkt, die Zunahme von Vorfällen voller Meinungsverschiedenheiten und Streit und Traurigkeit, die das stützen, was man denkt, und schließlich geht es um den Auszug aus der Wohnung, und dieser Auszug beschleunigt unter Umständen eine Vielzahl von Ereignissen, die zu einem Gerichtsentscheid führen, der aus juristischer Sicht das Ende zu bedeuten scheint; die juristische Sicht gibt Halt am Abgrund, sie ist wie eine Wissenschaft, insofern wir einer Wissenschaft bedürfen, die ordnet und versichert) wurde ich zu dem Mann, der ich bereits viele Jahre zuvor gewesen war, das heißt, ich musste einen Wischmopp und einen Besen kaufen und Putzmittel, viele Putzmittel.

Der Hausmeister des Mehrfamilienhauses stand in der Tür. Wir unterhielten uns ein wenig. Es ging um ein Fußballspiel. Auch ich denke an das Leben der anderen. Der Hausmeister

sieht orientalisch aus, aber er stammt aus Ecuador. Er ist schon lange in Spanien, er erinnert sich nicht an Ecuador. Ich weiß, dass er mich eigentlich um meine Wohnung beneidet. So schlecht es einem auch im Leben gehen mag, es gibt immer jemanden, der einen beneidet. Das ist eine Art kosmischer Sarkasmus.

Mein Sohn half mir, die Wohnung zu putzen. Es hatte sich eine Menge Papierkram angehäuft, alles war voller Staub. Man kennt das, man nimmt ein Kuvert in die Hand und bemerkt auf den Fingerkuppen dieses unangenehme Gefühl von Staub, fast wie von Erde.

Es fanden sich vergilbte alte Liebesbriefe, jugendlich-unschuldige, zärtliche Briefe, die Briefe der Mutter meines Sohnes, die meine Frau gewesen war. Ich sagte zu meinem Sohn, er solle sie in die Kiste mit den Andenken legen. Wir legten auch die Fotos meines Vaters dort hinein, ebenso ein Portemonnaie meiner Mutter. Eine Art Friedhof der Erinnerung. Ich wollte und ich konnte den Blick nicht von diesen Dingen abwenden. Ich berührte sie voller Liebe und voller Schmerz.

Du weißt nicht, was du mit alldem machen sollst, oder?, fragte mich mein Sohn.

Es gibt auch noch anderes, Rechnungen und vielleicht Wichtiges wie Versicherungsunterlagen und Briefe von der Bank, sagte ich.

Die Banken verstopfen einem den Briefkasten mit frustrierenden Briefen. Jede Menge Kontoauszüge. Briefe von der Bank machen mich nervös. Sie sagen einem, wer man ist. Sie veranlassen einen, über die eigene Bedeutungslosigkeit in der Welt nachzudenken.

Ich sah mir die Kontoauszüge an.

Warum stellst du die Klimaanlage so hoch?, fragte er mich.

Die Hitze macht mir Angst, mein Vater hatte das auch.

Erinnerst du dich an deinen Großvater?

Das ist eine unangenehme Frage, weil mein Sohn denkt, dass ich mit solchen Fragen versuche, Punkte bei ihm zu machen, um besser von ihm behandelt zu werden.

Mein Sohn ist lösungsorientiert und packt mit an. Er hat mir sehr geholfen, meine Wohnung in Ordnung zu bringen.

Plötzlich schien mir meine Wohnung nicht das Geld wert zu sein, das ich für sie bezahle. Ich vermute, diese Gewissheit sagt am meisten über die Reife des menschlichen Verstandes unter dem Joch des Kapitalismus aus. Aber dank des Kapitalismus habe ich eine Wohnung.

Ich dachte wie immer an den wirtschaftlichen Ruin. Das Leben eines Menschen ist im Wesentlichen der Versuch, sich nicht wirtschaftlich zu ruinieren. Egal, womit er sein Geld verdient, das wäre das große Scheitern. Wenn man seine Kinder nicht ernähren kann, verliert man in unserer Gesellschaft jede Existenzberechtigung.

Niemand weiß, ob ein Leben ohne die anderen möglich ist. Einzig und allein das Ansehen bei den anderen versichert einen der eigenen Existenz. Das Ansehen macht eine Stimmung offenbar, es ist der Gradmesser, wie man bewertet und beurteilt wird, und aus diesem Urteil ergibt sich die eigene Position in der Welt. Es ist ein Kampf zwischen einem Körper, dem eigenen, lebendigen Körper, und dem Wert des eigenen Körpers für die anderen. Wenn die Leute einen begehren, die eigene Anwesenheit begehren, wird es einem gut gehen.

Der Tod jedoch – dieser verrückte Psychopath – hebt durch den Verfall des Fleisches, der sich über den Tod hinaus fortsetzt, sämtliche gesellschaftlichen und moralischen Werte auf. Es wird viel über den politischen und moralischen Werteverfall gesprochen und sehr wenig über den körperlichen Verfall, der nach dem Tod eintritt: die Entzündung, die Explosion von ekelerregenden Gasen und die Verwandlung des Leichnams in Gestank.

Mein Vater sprach sehr wenig über seine Mutter. Er erinnerte sich lediglich daran, wie gut sie kochte. Meine Großmutter verließ Barbastro Ende der Sechzigerjahre und kehrte nie wieder zurück. Das muss 1969 gewesen sein. Ihre Tochter nahm sie mit.

Ich wurde in Barbastro geboren und wuchs dort auf. Als ich geboren wurde, lebten zehntausend Menschen in dem Städtchen. Jetzt sind es siebzehntausend. Allein das zeigt das

Potenzial des Ortes hinsichtlich einer kosmischen und persönlichen Bestimmung.

In der Antike wurde dieser Wunsch, das Ungestaltete in Gestalt zu verwandeln, »Allegorie« genannt. Weil sich für fast alle Menschen die Vergangenheit wie eine Romanfigur verdichtet.

Ich erinnere mich an ein Foto meines Vaters aus den Fünfzigerjahren, auf dem er in seinem Seat 600 zu sehen ist. Man kann ihn kaum erkennen, aber er ist es. Es ist ein seltsames Foto, typisch für diese Zeit, mit wie neuen Straßen. Im Hintergrund stehen ein Renault Ondine und eine Gruppe Frauen von hinten, mit Handtaschen, Frauen, die inzwischen wohl tot oder sehr alt sind. Ich kann den Kopf meines Vaters in dem Seat 600 mit einem Kennzeichen aus Barcelona ausmachen. Er hat nie erzählt, dass sein erster Seat 600 ein Kennzeichen aus Barcelona hatte. Auf dem Foto ist es weder Sommer noch Winter. Gemäß der Kleidung der Frauen könnte es Ende September oder Anfang Mai sein.



Über den Verlust all der Dinge, die es einmal gab, ist fast alles gesagt. Erzählen möchte ich allerdings davon, wie fasziniert ich von diesem Auto war, von diesem Seat 600, der für Millionen Spanier Anlass zur Freude war, der Anlass zu gottloser und materieller Hoffnung war, der Anlass war, an die Zukunft der eigenen Autos zu glauben, der Anlass zum Reisen war, der Anlass war, andere Orte und andere Städte kennenzulernen, der Anlass war, über das Labyrinthische der Geografie und der Wege nachzudenken, der Anlass war, an Flüsse und Strände zu fahren, der Anlass war, sich in einer Kammer einzuschließen, die einen von der Welt trennte.

Das Kennzeichen weist auf Barcelona hin, die Nummer ist eine vergessene Zahl: 186 025. Etwas wird irgendwo von diesem Kennzeichen bleiben, und daran zu denken ist, wie zu glauben.

An Format sollte es uns niemals fehlen. Mein Vater machte für Spanien, was er konnte: Er fand Arbeit, arbeitete, gründete

eine Familie und starb.

Es gibt wenige Alternativen dazu.

Die Familie ist eine Form bestätigten Glücks. Menschen, die sich entscheiden, alleine zu bleiben, sterben früher, so die Statistik. Niemand möchte früher sterben. Weil zu sterben nicht lustig ist, es hat auch etwas Altertümliches. Todessehnsucht ist ein Anachronismus. Und das haben wir erst kürzlich herausgefunden. Eine der neuesten Entdeckungen der westlichen Kultur ist: Es ist besser, nicht zu sterben.

Komme, was wolle, lieber nicht sterben, vor allem aus einem ganz einfachen Grund nicht: Es ist nicht erforderlich. Es ist nicht erforderlich zu sterben. Früher dachte man das, man dachte, es wäre erforderlich zu sterben.

Früher war das Leben weniger wert. Jetzt ist es mehr wert. Die heutigen Reichen, der materielle Überfluss führen dazu, dass das einstmalige Lumpenproletariat (jene, denen es vor Jahrzehnten egal war, ob sie lebten oder starben) das Leben liebt.

Die spanische Mittelschicht der Fünfziger- und Sechzigerjahre vererbte ihren Sprösslingen hochtrabende Ideen.

Ich weiß noch nicht einmal, in welchem Jahr meine Großmutter starb. Vielleicht war es 1992 oder 1993, oder 1999 oder 2001 oder 1996 oder 2000, so ungefähr. Meine Tante rief an, um uns über den Tod der Mutter meines Vaters zu informieren. Mein Vater sprach nicht mit seiner Schwester. Sie

hinterließ eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Ich hörte die Nachricht ab. Sie sagte, sie würden sich zwar nicht gut verstehen, hätten aber dieselbe Mutter. Sie meinte: Weil sie dieselbe Mutter hätten, wäre das ein Grund, aufeinander zuzugehen. Ich hielt nachdenklich inne, als ich die Nachricht abgehört hatte; in die Wohnung meiner Eltern drang immer derart viel Licht, dass die Tatsachen ihre Konturen verloren, das Licht ist machtvoller als das menschliche Tun.

Mein Vater setzte sich in seinen Sessel. Einen gelben Sessel. Er würde nicht zu der Beerdigung fahren, das stand für ihn fest. Sie war in einer weit entfernten Stadt gestorben, an die fünfhundert Kilometer von Barbastro entfernt, an die fünfhundert Kilometer von dort entfernt, wo mein Vater in diesem Moment die Nachricht vom Tod seiner Mutter erhalten hatte. Er fuhr einfach nicht. Er hatte keine Lust zu fahren. So weit Auto zu fahren. Oder stundenlang in einem Bus zu sitzen. Und sich diesen Bus raussuchen zu müssen.

Dieser Umstand hatte einen Sturzbach anderer Umstände zur Folge. Ich will nicht bewerten, was passierte, sondern es erzählen oder es sagen oder es feiern. Die Moral der Umstände ist immer ein Konstrukt der Kultur. Die Umstände an sich sind unbestreitbar. Die Umstände sind, wie sie sind, ihre Interpretation ist politisch.

Mein Vater fuhr nicht zur Beerdigung meiner Großmutter. Welche Beziehung hatte er zu seiner Mutter? Er hatte gar keine Beziehung zu ihr. Natürlich hatten sie zu Anfang eine, klar, so

um 1935 oder 1940, keine Ahnung, aber diese Beziehung löste sich nach und nach in Luft auf, verschwand. Ich finde, mein Vater hätte zu dieser Beerdigung fahren müssen. Nicht wegen seiner toten Mutter, sondern um seiner wegen und auch um meiner wegen. Indem er dieser Beerdigung fernblieb, blieb er dem Leben insgesamt fern.

Das Rätselhafte daran ist, dass mein Vater seine Mutter liebte. Er fuhr nicht zu ihrer Beerdigung, weil er unbewusst den toten Körper der Mutter ablehnte, während sein bewusstes Ich unüberwindbar träge war.

In meinem Kopf vermischen sich tausend Geschichten, die mit der Armut zu tun haben und damit, wie die Armut einen mit ihrem Traum vom Reichtum vergiftet. Oder wie die Armut einen lähmt, dazu führt, dass man keine Lust hat, ins Auto zu steigen und fünfhundert Kilometer zu fahren.

Der Kapitalismus ist in Spanien im Jahr 2008 zusammengebrochen, wir verloren uns, wir wussten nicht mehr, wonach wir streben sollten. Mit dem Einsetzen der wirtschaftlichen Rezession begann eine politische Komödie.

Fast waren wir auf die Toten neidisch.

Mein Vater wurde in einem Diesellofen verbrannt. Er hatte niemals einen Wunsch geäußert, was wir mit seinem Leichnam machen sollten. Wir beschränkten uns darauf, uns des Toten zu entledigen (des Körpers, dessen, was er gewesen war und von dem wir jetzt nicht mehr wussten, was er war), wie alle es machten. Wie man es mit mir machen wird. Wenn jemand

stirbt, sind wir davon besessen, den Leichnam schnellstmöglich zu beseitigen. Den Körper auszulöschen. Aber warum diese Eile? Wegen der Verwesung? Nein, es gibt heute ja sehr gute Kühlschränke in den Leichenhäusern. Eine Leiche macht uns Angst. Die Zukunft macht uns Angst, uns macht das, in was wir uns verwandeln, Angst. Es erschüttert uns, an die Verbindung zu denken, die wir zu diesem Leichnam hatten. Es erschrecken uns die Gedanken an die Tage, die wir an der Seite des Leichnams verbracht haben, die Vielzahl von Dingen, die wir mit diesem Leichnam unternommen haben: ans Meer zu fahren, mit ihm zu Mittag zu essen, mit ihm zu reisen, mit ihm zu Abend zu essen oder sogar mit ihm zu schlafen.

Das einzige wirkliche Problem am Ende des Lebens der Menschen ist die Beseitigung des Leichnams. In Spanien gibt es zwei Möglichkeiten: die Erdbestattung oder die Feuerbestattung, also sich in Erde oder in Asche zu verwandeln.

Mein Vater wurde am 19. Dezember 2005 verbrannt. Heute bedaure ich das, es war wahrscheinlich eine vorschnelle Entscheidung. Dass wir ihn verbrannt haben, hatte andererseits mit dem Umstand zu tun, dass mein Vater nicht bei der Beerdigung seiner Mutter war, das heißt meiner Großmutter. Was ist wichtiger, auf meine Verwandtschaft hinzuweisen und »meine Großmutter« zu sagen oder auf die meines Vaters und »seine Mutter« zu sagen? Ich weiß nicht, für welche Perspektive ich mich entscheiden soll. Meine Großmutter oder seine Mutter, wie ich mich entscheide, sagt alles. Mein Vater war nicht bei der

Beerdigung meiner Großmutter, und das hatte etwas damit zu tun, was wir mit dem Leichnam meines Vaters machten; es hatte etwas damit zu tun, dass wir uns entschieden, ihn verbrennen, einäschern zu lassen. Es hat nicht mit Liebe zu tun, sondern mit einem Sturzbach von Umständen. Umständen, die weitere Umstände auslösen: der Sturzbach des Lebens, Wasser, das beständig fließt, während wir wahnsinnig werden.

Mir wird in diesem Moment auch bewusst, dass in meinem Leben nichts Schlimmes passiert ist, und trotzdem trage ich tiefes Leid in mir. Der Schmerz hindert mich keineswegs daran, Freude zu empfinden; für mich ist Schmerz sowieso eher bewusstseinsweiternd. Leid ist erweitertes Bewusstsein, das zu allem, was gewesen ist und sein wird, vordringt. Es ist eine Art verborgener Freundlichkeit zu allen Dingen. Ein Wohlwollen hinsichtlich allem, was war. Und aus Freundlichkeit und Wohlwollen erwächst immer Anmut.

Es ist eine Art allgemeines Bewusstsein. Leiden ist eine ausgestreckte Hand. Es ist Freundlichkeit den anderen gegenüber. Wir lächeln, doch innerlich brechen wir zusammen. Wenn wir lieber lächeln, anstatt tot auf der Straße umzufallen, hat das mit Anmut, Sanftheit, Wohlwollen, Nächstenliebe, Respekt den anderen gegenüber zu tun.

Ich weiß noch nicht einmal, wie ich die Zeit strukturieren soll, wie sie definieren. Ich kehre zu diesem Nachmittag im Mai 2015 zurück, den ich in diesem Augenblick erlebe, und ich sehe auf meinem Bett verstreut eine Vielzahl Medikamente. Es ist